
Editorial

DIE VORLIEGENDE AUSGABE DER *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* verdankt sich einem Experiment. In Experimenten, wenigstens soweit es sich zunächst um künstlerische und philosophische Prozeduren handelt, geht es, frei nach Jean-François Lyotard, darum, herauszufinden, welchen Regeln die Verfahren selbst folgen, während man sie bereits anwendet, während man also danach sucht, welchen Regeln man folgt. In eben diesem Sinne bemüht sich das vorliegende Heft um eine Klärung des Verfahrens »operativer Ontologien«. Während in der Kunst das Werk selbst als eine dynamische Instanz der experimentellen Prozedur gelten kann, haben die Herausgeber hier jedoch einen etwas anderen Weg eingeschlagen, indem sie nämlich verschiedene Texte in einem experimentellen Bezugsrahmen angefragt – und wunderbarerweise auch erhalten haben. Wunderbarerweise deshalb, weil sowohl in Philosophie und Kunst als auch in den Wissenschaften jedes Experiment nicht nur mit der Freude am Aufbauen und Einstellen der Apparaturen, Instrumente und Dispositive, am Basteln also, sondern auch mit erheblicher Zumutung und vielleicht einem kleinen Wagnis verbunden ist. Zudem ist zum Zeitpunkt seiner Unternehmung über seinen Ausgang noch nicht das Geringste bekannt. Im vorliegenden Fall, denn die Veröffentlichung ist selbstverständlich das eigentliche Experiment, wissen wir alle also bis jetzt nichts über den Ausgang.

Die tatsächliche Zumutung allerdings hatten und haben nicht die Herausgeber oder die Redaktion, sondern allein die Gastbeiträgerinnen des Thementeils auszuhalten, denen deshalb hier ein ganz besonderer Dank für ihren Großmut, ihre Mühen und ihre Intelligenz gilt. Sie waren – selbst Vertreterinnen verschiedener Fachrichtungen der Philosophie, der Medien- und Literaturwissenschaft und überwiegend, aber keineswegs durchweg mit den Arbeiten des IKKM in den letzten Jahren vertraut – darum gebeten worden, die beiden hier abgedruckten Aufsatztexte der Herausgeber zu lesen und mit eigenen Beiträgen kritisch auf sie zu reagieren. Das Ziel dieses Versuchsaufbaus war es, gemeinsam mit allen Autorinnen des Heftes nach der Hälfte des zweiten Forschungszeitraums eine erste Zwischenbilanz über den Stand der Arbeit am Leitthema des IKKM, eben den »operativen Ontologien«, zu ziehen, und auf dieser Basis eine breitere Diskussion über diesen Forschungsansatz, über seine mögliche Ausbau- und Anwendungsfähigkeit, über seine Paradoxien und Aporien, in den Medien- und Kulturwissenschaften zu eröffnen. Außer diesem recht einfachen Versuchsaufbau jedoch gab es keinerlei

Kontrolle über die Randbedingungen und den Eigensinn des Experiments. So viel zunächst zum gleichsam technischen Objekt dieser Ausgabe der *ZMK*.

Das epistemische Objekt, also das Unbekannte dieser Ausgabe der *ZMK*, sind die »operativen Ontologien«. Sehr kurz und formelhaft gefasst, geht es bei den »operativen Ontologien« darum, die Fragen danach, was etwas sei und warum überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts sei, zu verschieben oder zu erweitern. Dahinter steht erstens die Annahme, dass das, was ist, nicht schlicht vorhanden ist, sondern gemacht und verfertigt ist, und zwar mithilfe von etwas und durch etwas (für das dann natürlich rekursiv dieselben Annahmen gelten). Zweitens nehmen die »operativen Ontologien« an, dass je verschiedene Arten der Verfertigung auch verschiedene Seinsarten hervorbringen. Es geht also um den Aspekt des Medialen, des Instrumentalen, des Technischen und des Operativen, durch das und mit dessen Hilfe das, was jeweils ist, überhaupt erst ermöglicht, hervorgerufen, aufgestellt, in die Welt geholt und verfertigt wird. In den Modi und Operationen der Verfertigung wiederum wird die jeweilige Art dessen, was zu sein in Rede steht, unter Bedingungen gesetzt und gestaltet, und zwar auf je verschiedene Weise. Wenn derart die Bestimmung der Art zu sein in Abhängigkeit gebracht wird von dem, was ist, dann trägt sich auch die Ebene des Ontologischen ein in diejenige des Ontischen; beide vermischen sich.

»Operative Ontologien« sind also immer im konkreten Vollzug am Werk, sie vollziehen sich und können nur darin freigelegt werden. Deshalb widmen sich die beiden Aufsätze der Herausgeber je spezifischen ontologischen Operationen, nämlich denjenigen des »Verzeichnens«, »Aufstellens« und »Versetzens« (Engell) und denjenigen des »Öffnens und Schließens« sowie des »Verdichtens und Zerstreuens« (Siegert). Sie werden jeweils an konkreten Analysegegenständen beobachtet, nämlich am Medium des Dioramas (Engell) und am Motiv des Vorhangs sowie am »Hybridobjekt« eines elisabethanischen Medaillons (Siegert). Beide Beiträge kontextualisieren ihre Argumentationen jedoch unterschiedlich, indem sie sie einmal als »Ontographie« (Engell) adressieren, zum anderen unter den Leitbegriff der »Kulturtechnik« (Siegert) stellen. Dadurch ergeben sich zum einen eher phänomenologische, eigentlich phänographische Bezüge, zum anderen eher kulturgeschichtliche und techniktheoretische Grundierungen.

Diese Aufschläge haben die übrigen Beiträgerinnen des Thementeils retourniert, haben sie auf ihre Konsistenz und Überzeugungskraft sowie auf die möglichen Perspektiven hin befragt, die sie eröffnen, und sie vor allem um eigene Überlegungen erheblich erweitert, die einige der offengelegten Probleme umgehen oder zumindest adressieren und die über das Vorgeschlagene hinausweisen. Ausdrücklich geschieht dies Letztere etwa bei Gertrud Koch, die am Beispiel von Video- und Animationstechniken eine großzügige pragmatistische Wendung der »operativen Ontologien« vorschlägt, die dadurch aus ihrer medialen und objekt-orientierten

Verengung hinausgeführt werden könnten. Einen alternativen Zugang zu den Anliegen der »operativen Ontologie« schlägt auch Astrid Deuber-Mankowsky vor. Indem sie – überraschend – auf den Ontologiebegriff der Informatik eingeht und dann auf W. V. O. Quines ebenfalls sprachpragmatisch begründete ontologische Logik zurückgreift, weist sie auf eine andere Begründungsmöglichkeit für »operative Ontologien« jenseits des Medialen und Kulturtechnischen hin, die das von ihr mit Quine konstatierte »ontologische Debakel« konfrontiert und fruchtbar macht, statt es, wie auch Krämer es in den hier diskutierten Texten der beiden Herausgeber sieht, lediglich zu dekonstruieren und zu überbrücken. In ähnlicher Richtung argumentiert auch Sybille Krämer, wenn sie im Rückgang auf Platon eine gegenüber den Vorschlägen verschobene Perspektive einnimmt, die die Bedingtheiten und Begrenzungen der »operativen Ontologien« neu zu fassen verspricht. John Durham Peters unternimmt, auch das eine Weiterführung, eine in Passagen sogar satirisch lesbare Überbietung des kulturtechnischen Ansatzes. Andere Beiträge, wie etwa der von Hans Ulrich Gumbrecht, unterbreiten eher verhaltenere Korrektur- oder Weiterbearbeitungsvorschläge wie denjenigen, die Bindung der Argumentation an den Begriff des (Hybrid-)Objekts aufzugeben und die Differenz zwischen dem Medien- und dem Kulturtechnikbegriff einzuebnen, oder widmen sich ausführlichen und sehr genauen Kritiken der ontologischen Aporien (so Petra Gehring) und der techniktheoretischen Implikationen (so Mark B.N. Hansen), wie sie sie insbesondere aus dem kulturtechnischen Zugriff erwachsen sehen. Diese sehr verschieden ausgefallenen kritischen Lektüren noch einmal in ihren skeptischen, korrigierenden oder affirmierenden Grundzügen wiederzugeben oder gar ihrerseits zu kritisieren, ist hier nicht der Ort und wird Gegenstand weiterer Debatten sein.

Zwei in den Texten nahezu durchweg aufgeworfene Fragen jedoch sollen hier noch einmal kurz behandelt werden. Dies ist zum einen die Frage danach, warum überhaupt ausgerechnet eine Ontologie ausgerufen werden soll, wenn doch das Operative allem Ontologischen genau entgegensteht und die Formel von den »operativen Ontologien« deshalb unentrinnbare Aporien auf den Plan ruft und nahezu dazu zwingt, das, was man doch unbedingt vermeiden wollte, nämlich überlieferte Ontologieansätze, implizit zu bestätigen oder gar (fast frech) ausdrücklich auszuflaggen. Darauf arbeitet nicht nur Petra Gehring aufs Genaueste hin, sondern mehr oder weniger ausführlich auch nahezu alle anderen Texte. Wozu also überhaupt Ontologie (statt z. B. ihrer endgültigen Verabschiedung)? Eine mögliche Antwort auf diese Frage ließe sich aus Getrud Kochs – auch in anderen Texten ähnlich anzutreffende – Feststellung ableiten, dass die Ontologie sich in der Moderne des 20. Jahrhunderts aus der Metaphysik gelöst und als Spezialwissen vom Sein – besonders der Dinge – etabliert habe (im Unterschied etwa zu demjenigen Wissen vom Menschen, das an die Anthropologie abgetreten wurde). Daran an-

schließlich ließe sich kultur- und medienhistorisch und sogar soziologisch festhalten, dass mit der enormen quantitativen Zunahme verfertigter Objekte in der industriellen Lebenswelt und, in einem zweiten Schub, mit der Pervasion informatischer Objekte, die vormalig für spezifisch menschlich gehaltene Leistungen und Funktionen erbringen, die Notwendigkeit einer dingorientierten Ontologie neu hervorgetreten ist und Aufmerksamkeit verlangt. Diese dingorientierte Ontologie muss dann auch die eingespielte Abgrenzungsbeziehung zwischen Dingen und Menschen (und damit zur Anthropologie) neu fassen, sei es im Modus ihrer Auflösung, sei es in dem ihrer ununterbrochenen Versetzung.

Eine zweite mögliche Antwort würde sich aus der Feststellung der Unvermeidlichkeit von Ontologie ergeben. Ohne ontologische Vorannahmen, ja Vorurteile ist gewiss weder Erkennen noch Handeln – auch technisches Handeln – noch Empfinden oder Erfahren möglich, und vermutlich nicht einmal maschinelles oder formales Tun. Diese Unvermeidbarkeit wird von den »operativen Ontologien« ausdrücklich affirmiert. Ohne Ontologie, so ließe sich argumentieren, gibt es weder Sein noch Seiendes noch deren Erkennbarkeit, Sagbarkeit oder Sichtbarkeit; diese sind vielmehr ihrerseits bereits jeweils seinssetzender, ontologischer Natur. Das Problem liegt nicht im Ontologischen, sondern in der Art, wie Ontologie betrieben wird, nämlich ausgehend von der Annahme, es sei möglich, einen gleichsam ontisch unbeteiligten Standpunkt einzunehmen. Die Aporien erwachsen nicht aus ontologischen Operationen, sondern aus der Unmöglichkeit, ihnen einen Ort und ein Verfahren zuzuweisen. Und genau darauf zielen »operative Ontologien«: den ontologischen Verfahren Orte und Situationen innerhalb des Ontischen einzuräumen. Sie bleiben dennoch Ontologien, weil sie tatsächlich auf spezifische Orte und Verlaufsformen abzielen, die sie auch angeben können, wie hier das Diorama oder das Vorhangmotiv. Diese Orte und Vollzüge befinden sich aber innerhalb derselben ontischen Ebene wie diejenige, um deren Ontologie es geht. Eine dritte mögliche Antwort würde bei der pluralen Form ansetzen können: Die Vielzahl »operativer Ontologien« ist nicht eine bloße Vermehrung und Aufsplitterung, sondern eine fundamentale Umkehr der klassischen ontologischen Perspektive mit ihrer Hierarchisierung von Transzendenz und Immanenz, indem sie nämlich im Anschluss an ethnologische Positionen annimmt, dass aus je unterschiedlichen Praktiken auch divergierende Ontologien erwachsen, die nur komparativ und multiperspektivisch zu erfassen und nicht in Gesamtschau zu vereinbaren sind. Diese verschiedenen Antwortmöglichkeiten auf die einfache Frage: »Warum überhaupt noch Ontologie?« müssen in der weiteren Arbeit noch diskutiert und entfaltet werden.

Der andere in den Beiträgen immer wiederkehrende Kritikpunkt ist ganz anderer Art und betrifft das Verhältnis der beiden vorgeschlagenen Ansätze, des ontographischen und des kulturtechnischen, zueinander. Sie nehmen, so die Kritik,

noch nicht genügend Bezug aufeinander. Hier ist zweifellos zuzugestehen, dass noch einige Arbeit zu tun ist. Die unterstellte Markierung unterschiedlicher Fachherkünfte und wissenschaftlicher Biografien und Gegenstandsinteressen der Autoren, obschon auch ernst zu nehmen, genügt als Begründung für diesen Umstand jedenfalls nicht. Der Vorschlag Sybille Krämers ist es, hier das Paradigma der Rekursivität als gemeinsamen Grundzug stärker in den Vordergrund zu rücken und auch theoretisch breiter zu entfalten. Hans Ulrich Gumbrecht schlägt sogar vor, neben der Rückbezüglichkeit die bloß lineare Wiederholung (und nicht erst die auf das Reflexive oder den Loop abzielende Rekursion) bereits als diesen Grund anzunehmen. Ob diese auf ein doch sehr klassisches formales Kriterium abhebenden Vorschläge angesichts der materialen Grundierung, die doch den »operativen Ontologien« zu eigen ist, genügen, wird weitere Forschungen (»Wiederholen« und »Reflektieren« sind ja das abschließende Zweijahresthema im Forschungsprogramm des IKKM 2018–20) erfordern; je nach der materialen Funktionsweise des Substrates nämlich, in dem sich eine Rekursion vollzieht, nimmt sie vermutlich völlig verschiedene Verlaufsweisen an. Immerhin ist dieser Vorschlag mit der Operativität des Experiments, das ja auf Wiederholung wie auf Rekursivität angewiesen ist, sehr gut vereinbar. Wiederum Hans Ulrich Gumbrecht ist der Ansicht, eine Nivellierung der Differenz zwischen dem Medialen (an dem vor allem das Konzept der »Ontographie« festhält) und dem Kulturtechnischen bzw. eine Subsumption des Ersteren unter das Letztere sei ein gebotener Zug; er schließt sich damit einem auch anderenorts vernehmlichen Ruf nach der Überwindung des medialen Paradigmas und des Medienbegriffs in der Forschung an. Ob hier durch die schlichte Aufgabe einer Differenzierungsmöglichkeit oder einer unterschiedlichen Perspektivierung bereits etwas gewonnen wird, muss ebenfalls zukünftige Theoriearbeit erweisen; vielleicht wäre eine Explizierung und Entfaltung des Verhältnisses medialer und kulturtechnischer Fokussierungen eine ebenso fruchtbare Aufgabe, die einer *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* gewiss gut anstünde.

Ob das Experiment einer verteilten Theoriediskussion mit notwendig unabschließbarer Ungewissheit hier gelingen wird oder nicht, werden erst die Reaktionen, die Lektüren und möglicherweise die anschließenden Wiederlektüren und Weiterführungen entscheiden. Die *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* würde die Debatte gern im Rahmen ihrer Möglichkeiten, mindestens punktuell, weiter ermutigen und auch weiteren Beiträgerinnen und Texten gegenüber öffnen; viel besser noch wäre natürlich eine Erweiterung der wissenschaftlichen Debatte um Kritiken »operativer Ontologien«, mögliche Varianten, neue Begründungen und Analysen über diese doch noch schmale Basis hinaus an unvermuteten anderen, gern auch experimentellen Orten.

Weimar, September 2017

Die Herausgeber